

So nah und doch so fern: Fremdheitserfahrungen deutscher Migranten in Frankreich

Ertl, Manfred

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ertl, M. (2012). So nah und doch so fern: Fremdheitserfahrungen deutscher Migranten in Frankreich. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 11(19), 43-66. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-452921>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

So nah und doch so fern – Fremdheitserfahrungen deutscher Migranten in Frankreich

*From proximity to distance – experiences of strangeness by
German immigrants in France*

Manfred Ertl

Soziologe und Deutschlehrer (ag-
régation), tätig als Forscher und in
einem französischen Gymnasium

Abstract (Deutsch)

Ziel dieses Artikels ist es zu verstehen, wie deutsche Auswanderer der 80er und 90er Jahre in Frankreich die kulturelle und gesellschaftliche Distanz erlebt haben, welche Fremdheitserfahrungen sie gemacht haben und wie sie damit umgegangen sind, um ihren Platz in der französischen Gesellschaft zu finden und sich an die Kultur (im Sinne von Sitten, Gebräuchen, Werten usw.) und die Gesellschaft zu gewöhnen. Wir analysieren die Lebensweise der Deutschen in Frankreich vornehmlich aus einer inneren, subjektiven Perspektive, aus ihrer Wahrnehmung der Fremdheit.

Wir vernachlässigen bewusst klassifizierende Ansätze der Integration. Jedoch interessieren wir uns dafür, wie sich der Migrant von seiner neuen Umgebung wahrgenommen fühlt. Wichtige Ergebnisse der Studie sind: Die Ursprungskultur prägt durch ihre Sozialisierung auf Lebenszeit und man bleibt immer irgendwie fremd in der zweiten Kultur. Man muss der Herkunftskultur einen angemessenen Platz im Leben einräumen, um die Fremdheitserfahrungen besser ertragen zu können. Dafür gilt es eine Vielzahl von Anpassungsleistungen zu bewerkstelligen, um eine Ursprungskultur im Ausland (miter-)leben zu können, ohne sich darin einzuschließen. Schließlich kommt es bei vielen Migranten zu einer Persönlichkeitsstärkung durch die Auswanderung.

Stichworte: Kultur, Fremder, Ausländer, Migrant, Auswanderung

Abstract (English)

The aim of this article is to understand how the German expatriates of the 80's and 90's in France experienced the cultural and social distance of the two countries, what kind of experiences as foreigners they had and how they have managed to find their status in the French society and to get used to the local culture (highlighting conventions, manners, values etc.) and society.

We will analyze the lifestyles of Germans in France in the first place from a subjective viewpoint, from their perception as strangers. Classifying typologies of integration will be put aside on purpose. However we are interested in migrant's perception of their new environment. The important outcomes of the study are: Through socialization the culture of origin influences the individuals all their lives and causes some perpetual strangeness in a second culture. People have to find an appropriate status for their culture of origin so that they better bear experiences of strangeness.

Therefore a lot of adaptations are necessary in order to live also one's culture of origin in a foreign country, without getting locked in with it. Finally a lot of migrants benefit from a stronger personality thanks to their expatriation.

Keywords: Culture, stranger, foreigner, migrant, expatriation

1. Nähe und Distanz zwischen zwei Ländern aus der Sicht von Migranten

Frankreich und Deutschland teilen eine lange gemeinsame Geschichte, reich an Annäherungen, aber auch an Konflikten. Angesichts eines derartig vielschichtigen Erbes lässt sich verstehen, warum nach 1945 die *deutsch-französische Freundschaft* zur Pflichtinstitution wurde, um die Beziehungen zu befrieden. Wir wissen auch, dass die deutsch-französischen Jugendbegegnungen eine zentrale Säule dieser Freundschaft sind und sich so erste Kontakte aufbauen. Wir wissen allerdings weniger über die Beziehungen zwischen den benachbarten Bürgern, abgesehen von Imagestudien und Fremdsprachenstatistiken. Die Reaktionsweisen auf eine fremde Umgebung wurden bislang vornehmlich als Ergebnis der kulturellen bzw. sozialen Distanz zwischen Migranten und einer Gastgesellschaft beschrieben. Fremdheit als zentrale Erfahrung des Migrationsprozesses in allen seinen Stadien scheint meines Wissens noch weniger erforscht, vor allem im innereuropäischen Kontext. Vornehmlich (sozial-) psychologische Studien beschäftigten sich bislang in einem internationalen Kontext mit Fremdheitsgefühlen wie Heimweh, Depressionen und Identitätsstörungen abhängig von der kulturellen Distanz zwischen Herkunfts- und Gastgesellschaft, der sozialen Integration und der Persönlichkeit (Ward / Kennedy 1993:131, Santé mentale au Québec 1993).

Ich versuche die Natur dieser Fremdheitserfahrungen und den Umgang mit ihnen ausgehend von klassischen soziologischen Schriften zum Thema und eigenen Interviews zu eruieren. Dieser Artikel will verstehen, wie die Deutschen in Frankreich die kulturelle und gesellschaftliche Distanz erlebt haben, welche Fremdheitserfahrungen

sie gemacht haben und wie sie damit umgegangen sind, um ihren Platz in der französischen Gesellschaft zu finden und sich an die Kultur (im Sinne von Sitten, Gebräuchen, Werten usw.) und die Gesellschaft zu gewöhnen. Nicht zuletzt wird ein neues Verhältnis zwischen Herkunfts- und Gastkultur und der soziale Status in Herkunfts- und Gastgesellschaft thematisiert.

Wir explorieren diese Forschungsfrage aus der Sicht von deutschen Immigranten in Frankreich, geboren nach 1945. Unsere empirische Studie basiert auf 20 lebensgeschichtlichen Interviews (Erhebungszeitraum 2011-2012) mit diesen Emigranten der 80er und 90er Jahre, die also mindestens 20 Jahre in Deutschland und mehr als zehn in Frankreich verbracht haben. Die Interviews bestehen aus zwei Teilen, einem narrativen Teil der Lebensgeschichte von etwa ein bis zwei Stunden und einem Teil mit offenen Nachfragen von etwa gleicher Länge, falls diese nicht schon ausreichend beantwortet wurden. Viele der Befragten hatten Französisch in der Schule und haben Familienurlaube in Frankreich verbracht oder an Schüler- bzw. Studentenaufenthalten teilgenommen. Fast alle haben das Abitur und sogar ein Universitätsstudium als Bildungshintergrund. Der Partner ist in der Regel französischer oder zumindest nichtdeutscher Herkunft (siehe auch Alaminos 2006).

Weitere methodische Details zur Empirie betreffen die Kriterien, nach denen die Interviewpartner ausgewählt wurden. Alle Interviewpartner haben eine vollständige Sozialisation in Deutschland mit mindestens ersten Studien- bzw. Berufserfahrungen. Sie müssen mindestens zehn Jahre durchgehend in Frankreich gelebt und auch gearbeitet haben. Es wurde natürlich, soweit das im Rahmen einer qualitativen Befragung möglich ist, auch auf eine gewisse

Repräsentativität der Geschlechterverteilung, der Altersstruktur, der Wohnorte, der Ausbildung bzw. der Berufe geachtet. Trotzdem ist die Stichprobe *großstadtlastig*, beinhaltet viele Lehrer bzw. Kulturvermittler und vorwiegend längere Ausbildungswege.

Die Interviews wurden durch Mitschrift, digitale Aufnahme und teilweise schriftliche Nachbefragungen erfasst.

Die Auswertung bestand aus thematischen Zusammenfassungen der Interviews je nach Forschungsproblematik, aber auch teilweise aus wörtlichen Transkriptionen der Aufnahmen. Die Zitate aus den Interviews sind eher kategorischer und thematischer Natur, weil die Befragten nur sehr indirekt auf Fremdheitsgefühle zu sprechen kamen, vielleicht um ihr neues Selbstverständnis nicht zu gefährden. Zudem hätte eine Kontextualisierung von zu vielen Zitaten auch den Rahmen eines Artikels gesprengt.

Die theoretische Auswertungsmethode bezieht sich im Wesentlichen auf Analysen von Philippe D'Iribarne (2011:453ff.).

„It is more important to analyze the categories that structure the discourse (outer form) than what the interviewees are seeking to get across (the content) [...] shared framework of meaning...a certain vision of what constitutes the proper way of living together” (D'Iribarne 2011:460). Wichtige Anregungen kamen auch aus der „Methodenfibel für qualitative Interviews“ von Jean-Claude Kaufmann (2008).

Ein letztes Problem liegt naturgemäß in der Repräsentativität der Ergebnisse und Interpretationen der qualitativen Interviews. Man kann sich natürlich darüber streiten inwieweit der Forscher als Interviewer, der das *Schicksal* der Befragten selbst teilt, einen Einfluss auf deren Aussagen ausübte. Andererseits erleichtert dieselbe kulturelle Herkunft bestimmte Interpretationsfragen. Beide Phänomene tauchten übrigens unter umgekehrten Vorzeichen bei der Befragung französischer Einwanderer in Deutschland auf. Es hat sich dabei gezeigt, dass eine tiefe Vertrautheit

mit der Kultur der Befragten, diese zu *tieferen* Erzählungen ihrer Lebensgeschichte inspiriert. Umgekehrt bestand in den französischen Interviews in Deutschland manchmal die Gefahr in ein berufliches Curriculum vitae wie mit einem Arbeitsgebeten abzugleiten. Wir haben bewusst ausgeklammert: deutsche Studenten, Rentner und andere Nichterwerbstätige, ja sogar Entsandte, um uns auf die Herausforderung einer *vollständigen* Integration zu konzentrieren.

2. Begriffe des Fremden und von Fremdheitserfahrungen

2.1. Der Begriff der Fremdheit

Konfrontiert mit einer fremden Kultur oder Gesellschaft² taucht die Fremdheitserfahrung auf, wenn jemand regelmäßig in einem unbekanntem Kontext, in unbekanntem Situationen, mit ihm unbekanntem Personen handeln muss bzw. Schwierigkeiten hat, die Konsequenz seiner Handlungen zu antizipieren. Im Gegensatz zur Entfremdung setzt die Fremdheitserfahrung voraus, dass diese Unsicherheitsfaktoren nicht gemeinsam auftreten. Im Gegensatz zum touristischen *Tapetenwechsel* oder der *Geschäftsreise* ist dieses Fremdheitsgefühl jedoch von Dauer, ohne dass der Akteur ihm entgehen könnte und ohne dass seine Herkunftskultur ihm dabei irgendwie behilflich sein könnte, z. B. durch Rückzug in die Gesellschaft von Landsleuten. Hahn unterscheidet *Andersheit*, eine mental wahrgenommene Fremdheit der Alterität von *Fremdheit* in der Interaktion, wenn die Art des Umgangs mit den Mitmenschen divergiert (Hahn 1994:142). Die Interviewten berichten fast ausschließlich über Fremdheit (Gewohnheiten, Umgangsweisen etc.) oder reduzieren diese auf Andersheit (Werte, Denkweisen etc.). Die Unterscheidung zwischen sozialer und mentaler Anpassung ist den Befragten offensichtlich nur sehr diffus bewusst.

In einer soziologischen Herangehensweise – wie in meiner Definition – kann Fremdheit nicht total sein. Jedes Gesellschaftsmitglied kann Fremdheitsgefühle sowie Vertrautheit erleben, nicht nur die Immigranten. Jedoch kann nur der Ausländer, ohne primäre Sozialisation im Gastland zum Fremden werden. Ich beziehe mich hier auf den Typus des „Fremden“, analysiert von Park (1928:881ff.), Schütz (1972:53ff.) und Simmel (1995:202ff.).

2.2. Fremdheit und Lebensgeschichte

Man kann jedem *Auswanderer aus persönlichen Motiven* entgegenhalten, dass er ja freiwillig zum Fremden geworden ist. Wenn er mit seiner Situation nicht zufrieden ist, kann er jederzeit nach Hause zurückkehren. Tatsächlich liegen die Dinge im Einzelfall jedoch etwas komplizierter. Der wichtigste Grund, sein Land freiwillig zu verlassen, ist selten Fernweh, Abenteuerlust, Erlebnishunger von jungen Leuten oder eine Karrierechance bzw. eine berufliche Entsendung. Ja, selbst die große Liebe ist selten der tiefere Grund. Der wesentliche Antrieb findet sich in der Beziehung zu seiner sozialen Umgebung (und / oder seiner Kultur) und seiner Person, geformt von dieser Umgebung. Nach Akhtar ist es diese persönliche Beziehung zu seiner Kultur und seiner Ursprungsumgebung, die alle Beziehungen zu anderen Kulturen und sozialen Kontexten bestimmt. Wenn dieses Verhältnis nicht befriedigend ist, sind zwei Reaktionsweisen des Individuums vorstellbar, die Akhtar von Freud übernimmt (Akhtar 2007:178)³: Entweder sucht sich das Individuum eine neue Umgebung, die besser zu seinen Bedürfnissen passt. In diesem Fall korrigiert die Auswanderung eine Nichtanpassung an das Ursprungsmilieu. Freud spricht von einer alloplastischen Anpassung. Oder das Individuum fühlt das Bedürfnis, seine Persönlichkeit zu ändern und hofft, dies in einer neuen Umgebung zu erreichen. Dann dient die Auswanderung der Persönlichkeitsentwicklung bzw. -veränderung dank eines neuen Mi-

lieus. Freud bezeichnet diese Anpassung als autoplastisch.

Wir diskutieren hier nicht, wie die beiden Motive in aller Regel verflochten sind. Die Interviews zeigen, dass sich viele in ihrer Ursprungsumgebung unwohl und isoliert fühlten, egal, ob es sich um ihre Familie, ihren Wohnort oder Deutschland im Allgemeinen handelte. Fast alle Befragten waren bereits früh in ihrer Jugend eher Einzelgänger. Diese Befragten versuchten vermehrt mit ihrer Auswanderung zu sich selbst zu finden. In einigen Fällen wollten sie ihre Persönlichkeit weiterentwickeln, um unabhängiger, mutiger, unternehmenslustiger, erwachsener etc. zu werden. Die ursprüngliche Sozialisation scheint eine Art Blockade gegenüber ihrer Umgebung aufgebaut zu haben, die sie als *Neuling* in Frankreich abzuschütteln hofften.

„Ich litt in Deutschland immer unter einer gewissen Isolierung, dieser Abgeschlossenheit, mit Gardinen überall, an der Endgültigkeit und Festfügtheit von allem.“ (Interviewpartner A)

2.3. Formen der Fremdheit und Aufbau dieses Artikels

Wir analysieren die Lebensweise von Deutschen in Frankreich vornehmlich aus einer inneren, subjektiven Perspektive, aus ihrer Wahrnehmung der Fremdheit. Wir vernachlässigen bewusst klassifizierende Ansätze der Integration (Berry 1990:201ff.)⁴, basierend auf Beobachtung und spezifischen sozialen Konstellationen ihrer Umgebung. Jedoch interessieren wir uns dafür, wie sich der Migrant von seiner neuen Umgebung wahrgenommen fühlt.

Viele Autoren migrations- bzw. fremdheitstheoretischer Forschungen sprechen von *Phasen der Migration* und damit verbundenen *Fremdheitserfahrungen*. Breckner unterscheidet insbesondere:

„[...] - die Phase des ‚Ankommens‘ in einer neuen Gesellschaft mit entsprechenden Erfahrungen bei der ‚Aufnahme‘;

- Prozesse des ‚Etablierens‘ und Herstellung von Teilhabe an verschiedensten Funktionssystemen,

- Phasen der Neustrukturierung ortsgebundener Bezüge zum Herkunftszusammenhang (z. B. durch deren ‚Verpflanzung‘ in den Aufenthaltskontext mit Hilfe symbolischer Gegenstände, dem Nachzug signifikanter Personen oder durch Heimfahrten) und schließlich

- Phasen der (Re-)perspektivierung der Migration im Hinblick auf eine Rückkehr auf einen dauerhaften Verbleib im Aufenthaltskontext oder ein Weiterziehen“ (Breckner 2005: 404).

Ohne in jeder Biographie genau diese Abfolge für alle Lebensbereiche rekonstruieren zu können, ergibt sich doch eine Tendenz, dass den Migranten in der Anfangsphase der Bruch mit gewohnten Lebens- und Handlungsbezügen zumindest öfters sehr seltsam vorkam (die anderen Bürokratie-, Hierarchie-, Höflichkeitsformen werden z. B. erwähnt), Nach einigen Jahren hat man sich beruflich, familiär und auch gesellschaftlich in der Gastgesellschaft neu positioniert und in gewisser Weise gelernt, mit den Formen der Fremdheit im Alltag umzugehen. Schließlich in einer dritten Phase – die wiederum zu unterschiedlichen Zeitpunkten und auch diskontinuierlich für verschiedene Lebensbereiche auftreten kann – geht es um die Einbettung von Fremdheit ins persönliche Selbstverständnis und ein neues Gleichgewicht zwischen verschiedenen Kulturbezügen.

Diese drei Erfahrungen sind für uns die Ausgangspunkte, die Wahrnehmung und das *Aushalten* von Fremdheitsgefühlen deutscher Immigranten in Frankreich näher zu untersuchen: 1. Die Entdeckung der Fremdheit, 2. Das Zulassen der Fremdheit, 3. Die Akzeptanz der Fremdheit.

In der Folge werden wir sehen, dass der Fremde in den meisten Fällen eine *alltägliche, strukturelle Fremdheit* erfährt, die sich zeitweilig in *radikale* Fremdheit wandeln kann und uns sprachlos macht und jede Reaktion blockiert (Waldenfels 1997:35).⁵ Dem Ethnologen Geertz wird ein Ausruf zugeschrieben, der solche Situationen folgendermaßen

charakterisiert: What a hell is going on here? (Geertz 1973)

3. Fremdheitserfahrungen deutscher Immigranten in Frankreich

3.1. Die Entdeckung der Fremdheit

3.1.1. Welchen Status hat die Ursprungssozialisation für das Leben in einem neuen Land?

„Heimat ist Sicherheit, sage ich. In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen-Erkennen, von Trauen-Vertrauen“ (Améry 1980:82).

Vor dem Hintergrund der Biographien der Befragten geraten unterschiedliche Fremdheitsaspekte in den Fokus. Die prinzipielle Problematik ist jedoch, inwieweit kulturelle bzw. soziale Andersartigkeit innerhalb Europas noch wahrgenommen und als störend empfunden wird. Dieser Frage soll eingangs nachgegangen werden, anhand *andauernder Differenz* wegen mangelnder intuitiver Vertrautheit mit der Gastgesellschaft und deren Vergangenheit, und schließlich einer *biographischen Fremdheit* an allen Lebensorten.

Im Gegensatz zur Entfremdung – eine extreme Form der Fremdheit – als Enteignung des Subjekts, gehören Fremdheitserfahrung zur Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft. Aber im Gegensatz zum Fremden, kann der Einheimische frei seine Dosis von kulturellem Abenteuer, Fernweh, Multikulturalität etc. wählen. Soziale Marginalität von Einheimischen *fällt*, im Gegensatz zu der von Fremden, *nicht aus dem Rahmen* der sozial und kulturell bekannten und tolerierten gesellschaftlichen Vielfalt.

Das Fremdheitsgefühl ist nicht nur ein Übergangsphänomen, das man willentlich wie das Fernweh kanalisieren könnte. Es zeigt sich als *stabile* Erfahrung, wenn man regelmäßig und über einen Zeitraum von mehreren Jahren an Grenzen des Verstehens der Funktions-

weise einer anderen Gesellschaft, Kultur oder der Akzeptanz von Differenz stößt.

In der Gegenwart sind die meisten Bürger des Okzidents und vor allem in den großen Metropolen permanent einer mehr oder weniger *homöopathischen* Dosis von Fremdheit ausgesetzt, ob es der Diversität der Lebensstile oder der Herkunft der Mitbürger geschuldet ist. Die Offenheit gegenüber solcher Fremdheit gehört zur Komplexität einer modernen Persönlichkeit. Indessen ändert sich die Lage, wenn man beschließt, sich dauerhaft in einem anderen Land niederzulassen, das nicht die gleiche Kultur und die gleichen Vergesellschaftungsweisen wie die Herkunftsgesellschaft aufweist.

„Paris war für mich zuerst einmal ein Schock: die langen Arbeitszeiten, die altmodische technische Ausstattung meines Arbeitsplatzes, die Hierarchie, die Bürokratie und die vielen Menschen... Aber, da ich auf der Suche nach einem offeneren und lebenslustigeren Ort war als die deutsche Provinz, fand ich den einfacheren französischen Lebensstil, die großen vorhanglosen Fenster, die Wohnungen ohne Schrankwände und die provisorischen Entscheidungen auch sehr anziehend.“ (Interviewpartner A)

Im Falle des totalen Eintauchens in die neue Kultur ist es sehr destabilisierend, dass der Großteil der alten Referenzsysteme im neuen Kontext nicht mehr funktioniert. In seiner Schrift über den Fremden räumt Schütz (Schütz 1972:56) den Einheimischen das Privileg der *Bekanntheit* des kulturellen Wissens ein. Es handelt sich dabei um ein Wissen, das bis auf Widerruf evident und intuitiv, aber auch approximativ ist, während der Fremde, in seinem Idealbild, dem Immigranten, sich mit der *Vertrautheit* der ortsüblichen Gepflogenheiten zufrieden geben muss. Hierbei geht es um ein Wissen für enge Beziehungen, für gegenseitiges Vertrauen, das aber explizit und *rational* ist. Reduziert auf sein *Vertrautheitswissen*, kann der Fremde nicht unbewusst reagieren, sondern nur nach genauem Abwägen der Tatsachen des fremden kulturellen Kontextes. Das *Bekanntheitswissen* erlaubt Spontaneität, Natürlichkeit, stillschweigendes

Einverständnis, trotzdem dieses Wissen stets undurchschaubar, widersprüchlich und inkohärent bleibt.

Viele weibliche Befragte erzählen von ihrer natürlichen Vertrautheit mit deutschen Freundinnen, die mit ihren französischen Freundinnen nicht möglich sei, teils aus deren Desinteresse an persönlichen und intimen Themen, teils aus fehlender Komplizenschaft mit ihnen.

„An der Uni, da hatte keiner mit keinem etwas... es gab einfach kein soziales Leben [...] dass der soziale Kontakt mit den Franzosen so unglaublich schwer ist, dass es so unglaublich lange dauert bis man von einem Franzosen mal nach Hause eingeladen wird.“ (Interviewpartner B)

„Mit meiner deutschen Freundin habe ich mehr Intimität, kann ich mich mit Sprache amüsieren. Habe es satt ständig anders zu sein, trotz Integration.“ (Interviewpartner C)

Die Gastkultur verstärkt dieses Gefühl der Ausgeschlossenheit, denn ohne genauere Kenntnis über die kulturellen Hintergründe der Einwanderer interessiert sie sich relativ wenig für dessen Vergangenheit. Dieser Umstand ist schon derart von den Befragten internalisiert, dass sie, trotz anderslautender Fragestellung, spontan ihre Lebensgeschichte mit ihrer Ankunft in Frankreich beginnen. Doch die Fremdheitserfahrung beginnt oft schon vor der Auswanderung und diese ist oft nur die Lösung eines langjährigen Konfliktes mit der Umgebung.

Eine andere Befragte, aufgewachsen an der französischen Grenze und im deutsch-französischen Gymnasium, hat erst mit 40 die von ihren Eltern übernommene Formel aufgegeben:

„[...] eine Reise ins Reich machen.“ (Interviewpartner B)

Ein anderer relativ introvertierter Befragter findet seine ehemaligen Landsleute furchtbar indiskret, ja sogar zu dringlich, wogegen man sich permanent zu wehren und zu rechtfertigen hat.

„Ich landete wohl in Frankreich, weil ich das Kleinbürgerliche in Deutschland nicht mehr ertrug, ihre Rechthaberei und

ihre Besserwisserie gehen mir selbst heute schon nach wenigen Tagen in Deutschland auf die Nerven.“ (Interviewpartner E)

Nach den Interviews generiert sich das Fremdheitsgefühl zwischen einander nahen Kulturen zunächst weitgehend unbewusst und manifestiert sich eher durch Übertragung oder Sublimation als direkt. Entweder wird die Herkunftskultur als fürderhin unbrauchbar verdrängt (Übertragung), manchmal wird sogar die Muttersprache aufgegeben und nicht einmal mehr mit den Kindern in dieser gesprochen. Oder man wird *Vermittler* und *verkauft* seine Herkunftskultur oder seine Sprache, um seine Existenz im fremden Kontext zu rechtfertigen (Sublimation). Für ein stabiles Selbstverständnis ist es kaum erträglich, sich oft fremd und fehl am Platz gegenüber den wichtigsten Werten der Gastkultur zu fühlen.

Andauernd von seiner Umgebung gespiegelte Fremdheit erweist sich als verunsichernd und wird daher sozial und psychisch von den Migranten *bekämpft*. Zumal, die uneinholbare Abgeschnittenheit von einer gemeinsamen Vergangenheit, definitive Grenzen der *Bekanntheit* aufzeigt. Die Herkunftskultur war entweder schon immer etwas suspekt oder wird es im Laufe der Jahre, weil die Migranten ihr *altes Deutschland* nicht mehr wiedererkennen.

3.1.2. Wie reagiert der Immigrant auf den Zwang einer neuen Sozialisierung im Gastland?

Die Reaktionen auf den Verlust der Referenzsysteme wird in der Literatur durch Somatisierung bzw. psychisches Leid beschrieben (Ward / Kennedy 1993:131; Santé mentale au Québec 1993). Uns interessiert jedoch hier wie diese Spannung, charakteristisch für die Anfangszeit der Migration, eine Neuorientierung der Migranten auslöst.

Die Mehrzahl der Interviewten berichtete von einer Animosität bzw. eine Schwierigkeit mit der deutschen Kultur bzw. Gesellschaft. Fast alle vermeiden, zumindest in ihrer Anfangszeit in Frankreich, jeglichen Kontakt mit Landsleuten. Einmal nach Frankreich

emigriert, ist fast keine der befragten Personen für einen längeren Zeitraum nach Deutschland zurückgekehrt und die Besuche bei der Familie und Freunden wurden rarer im Laufe der Jahre. Fast alle versuchten ihre *kulturellen Praktiken*, gebunden an die Herkunftskultur bzw. die primäre Sozialisation, durch solche der Gastkultur zu ersetzen. Um nicht sofort als Deutscher erkannt zu werden, haben einige (vor allem Frauen) fast ihren deutschen Akzent verloren, andere hält man für Belgier oder Schweizer. Rar sind diejenigen, die es nicht eilig haben, ihr Französisch zu perfektionieren.

„Meine erste Fremdheitserfahrung machte ich mit fünf Jahren, als die Familie von der Großstadt in ein süddeutsches Dorf umzog, dessen Dialekt ich nicht sprach und auch nicht verstand. Die anderen Kinder hänselten mich immer, weil ich das “r” nicht zu rollen vermochte.“ (Interviewpartner D)

Nach diesen Angaben der Befragten schien das Schicksal der Herkunftskultur besiegelt zu sein. Nach einigen Jahren allerdings werden fast alle von *ihrer* verdrängten Kultur, Familie, Herkunftsregion etc. *eingeholt* und auch von den gesellschaftlichen Integrationsproblemen, die sie schon in Deutschland hatten. Einigen ist es gelungen, der Gastkultur den Vorrang einzuräumen, trotzdem auch sie von Zeit zu Zeit durch einige Wiedergänger *gestört* werden. Andere haben das Glück, als beruflicher *Vermittler* oder Deutschlehrer regelmäßig mit der Heimatkultur in Kontakt zu bleiben. Viele entwickeln den Ehrgeiz, zumindest ihren Kindern ihre Herkunftskultur zu vermitteln. Die Fremdheitsgefühle, ausgelöst von dieser Rückkehr zu den Ursprüngen, werden erduldet durch eine gewisse Reserviertheit in der Gastgesellschaft, durch die Relativierung jeglicher kultureller Bezüge und durch Bevorzugung der einen bzw. der anderen Kultur, je nach dem, was passender ist.

Die Befragten geben an, den französischen Kommunikationsstil zu akzeptieren, kritisieren ihn aber auch als zu indirekt oder ineffizient bei Arbeitsbesprechungen. Dennoch verrichtet man

seine Arbeit auf seine Art, manchmal sogar mit dem expliziten Einverständnis des Vorgesetzten und zum Leidwesen der eifersüchtigen Kollegen. Viele navigieren zwischen den zwei kulturellen Welten und erlauben sich *ausnahmsweise* auch mal nach *französischer Manier* ein kleines Kavaliersdelikt. Der Kontakt mit dem Heimatland ist nicht sehr intensiv, ist jedoch von einschneidenden biographischen Erlebnissen und starken Emotionen geprägt. Einige wurden von ihrer Familie vernachlässigt, andere sind nach dem Tod eines geliebten Familienmitglieds ausgewandert, wiederum andere waren überbehütete Kinder oder standen unter dem geistigen Kuratel ihrer Eltern oder wollten einfach ihrem provinziellen Schicksal enttrinnen.

„In meiner Kindheit und Jugend war alles wichtig was „anders“ war. Ich habe keine Heimat, weil ich nie den lokalen Dialekt sprach und nicht mehr dort lebe. Zu Deutschland ist die Beziehung noch komplizierter, weil meine Eltern die Länder jenseits der Saar immer als „das Reich“ betitelten. Ich war als Jugendliche eigentlich fast immer mit viel älteren Leuten zusammen und diskutierte mit ihnen über Politik und unser Engagement. Hatte fast keine Freunde, nur diejenigen meines Freundes.“ (Interviewpartner B)

Dennoch hat die Mehrheit der Immigranten der deutschen Kultur einen Platz eingeräumt, vor allem nach der Geburt ihrer Kinder. Für sie bleibt die deutsche Kultur zumindest in ihren Herzen und Gefühlen dominant (siehe hierzu auch *Bekanntheitswissen*) selbst wenn die französische Kultur im Alltag dominiert. Der natürliche Reflex ist deutsch und die deutschen Immigranten präsentieren sich auch ohne Scheu als *in Frankreich lebende Deutsche*. Trotzdem wird die französische Kultur nicht vernachlässigt. Im Gegenteil, diejenigen, die sich mit ihren Ursprüngen ausgesöhnt haben, sind auch offener und toleranter gegenüber bestimmten französischen Eigenheiten.

„Die Kunst hat mein Leben gerettet. Meine Liebe zu Frankreich war Liebe auf den ersten Blick. Ich habe mich Hals über Kopf in Frankreich verliebt [coup de foudre im Original], weil es für mich das Land der Raffiniertheit, der Sensualität

und der Ästhetik ist. Ich werde überall auf der Welt auch auf Französisch angesprochen, vielleicht, weil es meinem Wesen entspricht, mit dem Herzen zu urteilen und auf Empathie zu bauen.“ (Interviewpartner E)

Viele Frauen und einige professionelle Vermittler haben von Anfang an eine interkulturelle Haltung eingenommen. Sie kommunizieren im geeigneten Moment ihre Wertedifferenz oder praktizieren eine altruistische Einstellung als Gast, der der lokalen Kultur mit *Bodenrecht* (*Recht der zuerst Dagewesenen*) einen gewissen Respekt schuldet. Ihre deutsche Kultur ist oft auf den familiären Bereich begrenzt oder drückt sich als harmlose Folklore aus, die auch von Franzosen goutiert wird.

Eine rein deutsche Reaktionsweise ist langfristig nicht möglich und der französische kulturelle Rahmen erfordert lange Zeit bewusste Entscheidungen der Anpassung von Fall zu Fall (*Vertrautheitswissen*). Der Immigrant muss sich stets entscheiden zwischen einer Reaktion aus seiner Herkunftskultur (*Denken wie üblich, Bekanntheitswissen*) und einer Anpassung an einen neuen Rahmen mit seinen Ungewissheiten und seinem unzureichenden Wissen darüber. Die Herkunftskultur erweist sich als schwer überwindbar und bedarf einer neuen Positionierung im Leben der *Entwurzelten*.

3.1.3. Welche Beziehungen gibt es zwischen Fremdheit und Kultur?

„Das echte Heimweh war nicht Selbstmitleid, sondern Selbsterstörung. Es bestand in der stückweisen Demontierung unserer Vergangenheit, was nicht abgeben konnte ohne Selbstverachtung und Haß gegen das eigene Ich.“ (Améry 1980:88)

Die spezifisch deutsche Kombination aus einer beschämenden nationalen Vergangenheit und einer intensiven Pflege lokaler und traditioneller Gewohnheiten wirft die Frage auf, ob es vielleicht eine spezifisch deutsche Form der Fremdheit und des Heimatverlustes gibt. Die Arbeitshypothese dabei ist, dass bei vielen Deutschen die kindliche Heimat nicht ausreichend in allgemein-

ner Kultur aufgeht und so eine Nostalgie zu kindlichen Welten überlebt.

„Auch der Umgangston mir den Kollegen, dass man irgendwie nichts direkt ansprechen darf, sondern erst so über Formeln sich den anderen annähert [...] Ganz komisch, dass man an die nicht rankommt... entweder kenne ich Deutsche oder Ausländer hier, [...] Kann mich nicht daran gewöhnen, dass es absolut keinen Platz für Kinder und Jugendliche gibt... keine Jugendkultur (keine Jugendliteratur, keine Filme, keine Orte, keine Sendungen) [...] eigentlich nur so Bewahrungsanstalten.“ (Interviewpartner B)

Im Verständnis der Fremdheit der anderen Kultur gibt es auch ein semantisches Problem. Die deutsche Sprache unterscheidet mehr verschiedene Nuancen der Fremdheit als das Französische, weil es Wörter verschiedener Wurzeln benutzt. In aufsteigender Reihenfolge der Unbekanntheit kennt man „den Ausländer“ (frz. l'étranger), „den Fremden“ (frz. l'étranger), die „Seltsamkeit, Sonderbarkeit, Absonderlichkeit“ (frz. l'étrangeté, bizarrerie, quelque chose d'abscond). Diese Abstufung der Fremdheit erinnert an die Typologie von Waldenfels, die in der „radikalen Fremdheit“ kulminiert (Waldenfels 1997).

Die soziale Form⁶ der totalen Fremdheit kann aber nicht gedacht werden, ohne den Begriff der totalen Vertrautheit, den die deutsche Sprache als Heimat (Geburtsland) bezeichnet und der über den Begriff des Vaterlands (frz. patrie, terre natale) hinausgeht. Den Begriff Vertrautheit differenziert die deutsche Sprache auch mehr als das Französische (frz. familier). Vor dem Hintergrund der lebenslangen Entfremdung von der maximalen Vertrautheit der Mutter-Kind Symbiose in den Begegnungen mit dem Vater, den anderen Familienmitgliedern, der Gesellschaft etc. sagt man im Deutschen auch von einem Baby, es fremdelt, was in Frankreich eher ignoriert wird. In der Kindheit später, spricht man in Deutschland von der Gewöhnung an unvertraute Umgebungen. Auch darüber geht das französische Schulsystem ab der Vorschule (3-4 Jahre) weitgehend hinweg.

Schütz liefert uns eine nicht erschöpfende Aufzählung von sentimentalsten Erinnerungen an Heimat (1972:95):

„[...] das Haus des Vaters und die Muttersprache, die Familie, den geliebten Menschen, die Freunde, [...] eine geliebte Landschaft, die Lieder, die mich meine Mutter lehrte – auf besondere Weise zubereitetes Essen, vertraute Dinge des täglichen Gebrauches, Volksweise und persönliche Gewohnheiten – kurz, ein besonderer aus kleinen aber wichtigen Elementen bestehender Lebensstil.“

Diese Aufzählung zeigt, dass das Heimatgefühl auch auf einen neuen Ort übertragbar ist, wenn man ihn mit allen Sinnen aufnimmt, wie es in der Kindheit geschah.

„Auch nach über 20 Jahren im Ausland halte ich Verbindung mit Deutschland über mein morgendliches Jogging, die kalte Dusche danach, Bier trinken, aber vor allem über meine Kinder, denen ich alte deutsche Filme, Kinderbücher, Musik usw. nahebringe.“ (Interviewpartner D)

„Ich habe immer selbst nach 45 jähriger Emigration eine Wohnung in meiner Studienstadt beibehalten, wo ich bis heute meine besten Freunde habe.“ (Interviewpartner F)

Die Frage, die sich natürlicherweise an dieser Stelle für die Deutschen stellt, ist: wie ertragen wir all das, was unserer Kindheit und damit unserem Heimatbegriff fremd ist? Die Antwort von Detlev Claussen ist so banal wie überraschend: Weil wir Kultur haben!“ (Claussen 2008:299). In der Unmittelbarkeit von Heimat (das Familienhaus, die Straße, das Viertel, der Ort, ...) bin ich identisch mit der Welt meiner Bedürfnisse und Lebensumstände. Vom Zeitpunkt an, zu dem ich dem Anderen (dem Fremden) begegne und Interessen entwickle, die ich meiner mittelbaren Umgebung entgegensetze, brauche ich Kultur mit seinen Kodes und Regeln, um die Realität einzuschätzen und entwickle die Fähigkeit selbst Kultur zu haben. Die totale Vertrautheit, also Heimat, ist der Kindheit vorbehalten. Alles, was danach kommt, ist mehr oder weniger von der Erfahrung der Fremdheit durchzogen und durch Kultur rationalisiert.

Dieses gemeinsame kulturelle Erbe entlehnen die Individuen ihrer sozialen Umgebung, aber sie erzeugen sie auch in ihren Interaktionen. Wenn es sich um eine relativ vertraute Umgebung handelt, perfektionieren die Individuen die lokale Kultur durch eine „subjektive Kultur“ (Triandis 1994:2) und man spricht dann von einem Lebensstil, einer Familienkultur, einer Freundeskultur oder einer Unternehmenskultur etc. Aber welchen Platz nimmt die deutsche (National-) Kultur in dieser persönlichen Aneignung von Kultur ein?

Wir können aufgrund unserer rein qualitativen Empirie kein abschließendes Urteil über unsere Arbeitshypothese abgeben. Eine fast durchgehend nostalgische Beziehung vieler Interviewter zu Deutschland, seinen Kulturprodukten und seinen sozialen Gepflogenheiten (typisch deutsche Reaktionsweisen sind selbst nach 20 Jahren Frankreich ohne Zusammensein mit anderen Deutschen noch voll intakt) ist ein starkes Indiz dafür, dass die kindliche *Heimat* bei vielen Deutschen nach wie vor neutralere nationale Referenzen ersetzt.

3.2. Das Zulassen der Fremdheit

3.2.1. Welchen Platz räumen die Immigranten ihrer Herkunftskultur bzw. -gesellschaft ein?

„Man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben, [...] Um dieser oder jener zu sein, benötigen wir das Einverständnis der Gesellschaft“ (Améry 1980:81,101).

Der Verlust der Herkunftskultur bzw. -gesellschaft bewirkt meist alltägliche und strukturelle Fremdheit. Da in Frankreich die Herkunft am Akzent sehr schnell wahrgenommen wird, kann diese auch nicht so leicht verborgen werden. Hinzu kommt, dass soziale Zuschreibungen mit dem Verlassen Deutschlands fast gänzlich wegfallen und eine neue Reputation zu erarbeiten ist. Inwieweit die deutsche Herkunft dazu herangezogen wird, steht in diesem Abschnitt zur Klärung. Es geht also zunächst um die Formen der Abkehr

von der Herkunftskultur, dann über die Fremdheitserfahrung zur Wiederentdeckung seiner Ursprünge und schließlich um Fremdheit ausgelöst durch den Schutz der Individualität, die in der Herkunftskultur entwickelt wurde.

Der Fremde ist im Gastland zunächst eine Anomalität, denn die Deutschen leben normalerweise in Deutschland und die Franzosen in Frankreich. Und viele Nichtauswanderer fragen: Wenn man sich mit seiner Heimat im Einklang befindet, warum sollte man sie verlassen? Deshalb ist der Auswanderer in erster Linie ein *Entwurzelter*, der sich mit folgender Alternative konfrontiert sieht: sich als Ausländer (Deutscher) Anerkennung zu verdienen oder als angepasster Neuankömmling (Wahlfranzose) akzeptiert zu werden. Eine der ersten Fragen an den Migranten bei neuen sozialen Kontakten ist auch regelmäßig: Und wieso sind Sie zu uns nach Frankreich gekommen?

Die Geschmacksauswanderer oder Wahlmigranten mögen das Ausland und unsere Befragten insbesondere Frankreich. Und für viele bleibt die Abkehr von ihrer Heimat lange Zeit unbewusst (verdrängt) oder wird geläutert (sublimiert) durch übertriebene Anstrengungen, den Erwartungen des Gastlandes zu entsprechen. Bei den gut ausgebildeten, freiwilligen, nordeuropäischen Einwanderern werden alltägliche und strukturelle Fremdheitsgefühl in einem Maße verinnerlicht, dass die *ursprüngliche kulturelle Distanz* zwischen ihren beiden Kulturen unproblematisch wird (Berry 1990, vgl. hierzu Separation und Multikulturalität). Im Gegensatz zu südeuropäischen bzw. außereuropäischen Migranten lebt diese Art Einwanderer kaum unter Landsleuten und ihr totales Eintauchen in die Gastkultur erfordert im Gegenzug den Aufbau einer sehr persönlichen Beziehung zu ihrer Herkunftskultur (Multikulturalität).

Die Interviews ergaben eine Tendenz die kulturellen Unterschiede zwischen den beiden Ländern zu relativieren oder zu minimieren. Andere wählten ein Leben am Rande der Gesellschaft mit einem etwas einzelgängerischen Beruf, wie z. B. (Hochschul-)Lehrer oder

Kulturvermittler. Bei vielen gab es eine späte Rückkehr zur Ursprungskultur mit der Geburt der Kinder, nach einer wichtigen Lebenserfahrung oder einer Psychotherapie. Oft ist die Ursprungskultur von ihren Orten abgekoppelt und irgendwie immaterialisiert, und wird in Form von Literatur, Musik, Kultur, Essen, geselligen Treffen gelebt. Und das *Deutschsein* wird ausschließlich im Privatleben bzw. einer Nische des öffentlichen Lebens *praktiziert*. Aber es gibt auch diejenigen die ihr *Deutschsein* offen einfordern und sich dafür einsetzen als solche anerkannt zu werden. Sie können das oft dank ihrer beruflichen Position und / oder ihrer starken Persönlichkeit.

„1968 während meiner Assistenzjahre in Frankreich war ich als Student vom Zentralismus und der Allgegenwärtigkeit des politischen Lebens fasziniert. Paris war für mich ein positiver Schock, dieses Leben auf den Straßen, diese Hingabe an die Gastronomie, diese Atmosphäre in den Brasserien... Ich muss zugeben, dass ich eher französischen Charakters bin, denn ich bin nicht distanziert, zurückhaltend, sondern spontan, herzlich und diskret, was mich vom deutschen Maulhelden unterscheidet.“ (Interviewpartner F)

Also bleibt die Frage der Dosierung der Anpassung völlig offen, was immer man auch macht, um sie eine zeitlang zu umgehen. Man wird oft schnell von seinen Ursprüngen eingeholt, wenn man die Anpassung als Versteckspiel mit seinem eigenen *Deutschsein* betreibt. Denn die Fremdheitserfahrung im Gastland ist auch ein Indikator für seine eigene Fremdheit.

Nach Waldenfels (1997:44) geht die Fremdheitserfahrung über die Situation der Migration hinaus, denn sie konfrontiert uns wie die erste Sozialisation mit der Wahrnehmung unserer Person durch andere. Diese Erfahrung wird noch verstärkt durch die Fremdheit der *Charakterzüge* des Immigranten für den Einheimischen, der sie vor dem Hintergrund einer anderen Mentalität interpretiert.

Einige Migrant*innen erkennen sich in der Wahrnehmung durch ihre neuen Landsleute nicht wieder. Andere wundern

sich über die Wahrnehmung einiger deutscher Eigenschaften wie lautes Sprechen, insistieren, Festhalten an bestimmten Überzeugungen (als psychorigidität qualifiziert), Übersensibilität oder zu große Direktheit. Vielen fehlt nach einigen Jahren auch ein intuitiver Zugang zu Kulturprodukten (wie Filme, Literatur, Theater oder auch humoristischen Sendungen im Fernsehen), zu Freunden (Austausch über gemeinsame Interessen oder auch sehr persönliche Themen statt Smalltalk über die neuesten kulturellen Ereignisse).

„Ich fühle mich in Frankreich manchmal verlassen: man redet über nichts persönliches, wenn ich versuche mit anderen meine Werte zu verteidigen, bleibt es bei Wertebekundungen, aber niemand ist bereit sich in Schwierigkeiten zu bringen, um sie zu verteidigen. Zum Beispiel wurde ich schon mehrmals als geizig hingestellt, als ich versuchte eine gemeinsame Kasse während eines Urlaubs unter Freundinnen gerecht zu organisieren.“ (Interviewpartner G)

Aber die Spiegelung der deutschen Sozialisierung in der Fremdheit dient auch dem Schutz der Individualität des deutschen Einwanderers wie z. B. ein inzwischen reflektierter Umgang mit Autorität, wie die Erhaltung eines deutschen Erziehungsstils oder wie Prinzipien, an denen man festhält (z. B. die Pünktlichkeit). „Der Rückzug in die *Fremdheit* als einer Ersatzheimat“ (Baumann 1995:106) ist ein Weg der *kulturellen Selbstanpassung*, die den Fremden aber als Bedrohung für die Werte der Einheimischen entlarvt. Sein Drang nach *Universalität* ist seine letzte Hoffnung, seine eigene Außenseiterrolle zu überwinden:

„Der Fremde stellt eine einzigartige, hilflos, ambivalente Mischung aus universalistischem Programm und relativistischer Praxis dar.“ (Baumann 1995:111)

Die Konfrontation mit einer fremden Kultur fördert die Persönlichkeitsentwicklung durch den Umgang mit (kultureller) Mehrdeutigkeit. Mit Ambivalenz meint man in der Psychologie das gleichzeitige Vorhandensein gegensätzlicher Gefühle. Baumann versteht darunter eher die Zwiespältig-

keit und Zufälligkeit unserer Existenz in der modernen Gesellschaft und besonders diejenige des Fremden. Sie zu vernichten, so Baumann weiter, führe nur in den Totalitarismus wie den Nationalsozialismus und erzeuge nur neue Ambivalenz. Wir übernehmen den Begriff der Ambivalenz von Baumann, um eine Konsequenz der Fremdheitserfahrung aufzuzeigen: „ein Fremder zu sein, bedeutet, fähig zu sein, ständige Ambivalenz zu leben, ein Ersatzleben der Verstellung“ (Baumann 1995:45). Die Verhaltensanforderungen in einer neuen Kultur sind komplex, in der es dem Neuling nicht immer gelingt, aus seiner Sicht eindeutige Reaktionen zu zeigen und so kommt es ihm entgegen, wenn seine Umgebung auch mit Zwierspältigkeit und Zufälligkeit aufwartet.

Viele Befragte bezeugen, dank ihrer Auswanderung, reifer geworden zu sein, wenn das Reiferwerdenwollen nicht sogar der Hauptgrund ihres Weggangs war. Einige haben die auf die Gastkultur projizierten persönlichen Probleme gelöst, andere wurden endlich erwachsen, wieder andere haben sich von einem einengenden familiären System befreit bzw. sind autonomer geworden. Alle haben an Persönlichkeit gewonnen. „Im Ausland habe ich mich endlich selbst gefunden“ (Interviewpartner D) – eine große Opposition der Umgebung erfordert die Mobilisierung der inneren Kräfte, um sich zu schützen und verstärkt die Motivation die Suche nach dem Selbst zu betreiben.

Wie andere Untersuchungen schon herausfanden, dass die biographische Relevanz der Migrationserfahrung wesentlich von der Einbettung, Ausprägung und Handhabung der damit verbundenen Fremdheitserfahrungen bestimmt wird (Breckner 2005:416), wurden auch meine Befragten vielfach durch Fremdheitserfahrungen auf die eigene Sozialisation zurückverwiesen. Entweder wird das Deutschsein als permanente Rechtfertigung für die eigene Andersartigkeit vor sich her getragen, oder aber im öffentlichen Leben suspendiert und dafür privat umso intensiver gelebt. In einigen Bereichen dient die deutsche Identität auch der Legitimie-

rung verweigerter Anpassung an die Gastkultur. Es steht zu befürchten, dass dieses Durcheinander von Referenzen, je nach Situation, Bezugspersonen, ja selbst nach Stimmungen nicht nur für die Deutschen problematisch ist. Diese unbefriedigenden Kompromisse erfordern langfristig stabilere Lösungen.

3.2.2. Wie kann die Ursprungskultur in eine neue Umgebung integriert werden?

„Ich bin versucht zu sagen, dass wir umso mehr davon [Heimat] benötigen, je weniger wir mit uns nehmen. Denn es gibt sehr wohl eine Art mobiles Zuhause oder zumindest ein Ersatz von Zuhause.“ (Améry 1980:78)

Um seine Außenseiterrolle zu überwinden, suchen die Migranten ihren sozialen Status abzusichern und nach einer für sie befriedigenden sozialen Integration. Welchen Einfluss hat dabei die Gastgesellschaft? Welche Alternativen bieten sich ihnen?

Park (1928) schlägt mehrere Weisen der Integration vor: „Akkulturation, Assimilation oder Amalgamation“. Indessen, wenn keine dieser Methoden greift, verinnerlicht der Immigrant den Konflikt und wird zum „marginal man“ (siehe hierzu Berry Jahr, der Marginale, die Segregation / Separation). Für Park braucht die tatsächliche Assimilation zwei bis drei Generationen:

„In these immigrants autobiographies the conflict of cultures, as it takes place in the mind of the immigrant, is just the conflict of ‘the divided self’, the old self and the new. And frequently there is no satisfying issue of this conflict, which often terminates in a profound disillusionment.“ (Park 1928:355)

Die Migranten meiner Interviews konstatieren die Grenzen dessen, was ihre neue Heimat ihnen zu geben bereit ist und geben sich damit zufrieden – sei es in Form von materiellen und / oder ideellen Vorzügen – solange berufliche oder familiäre Ansprüche vorgehen. Bei Rentenanstritt sollen die Lebensorte neu und anders gewichtet werden.

Für Stonequist geht es bei Integrationsbiographien auch um soziale Konflikte,

um Herrschaftsbeziehungen und die Verweigerung der Integration und nicht nur um kulturelle oder ethnische Konflikte.

„So the marginal man as conceived in this study is one who is poised in psychological uncertainty between two (or more) social worlds; reflecting in his soul the discords and harmonies, repulsions and attractions of these worlds, one of which is often 'dominant' over the other; in which membership is implicitly if not explicitly based upon birth or ancestry (race or nationality); and where exclusion removes the individual from a system of group relations.” (Stonequist 1937:8)

Der Unsicherheit über die Zugehörigkeit begegnen die deutschen Migranten in Frankreich durch eine tadellose Anpassung, sei es durch berufliches Engagement, durch eine starke familiäre und patrimoniale Integration, um sich gegen die Gefahren der Unklarheit ihres Status zu wappnen. Oder sie adoptieren ein kosmopolitisches Image oder die Kunst, sich in einer bescheidenen materiellen Existenz Tag für Tag in einer prekären beruflichen Situation durchzuschlagen.

Um diesen Konflikt zu lösen, schlägt Stonequist (1937), in der Folge von Park, folgende Typologie vor: 1.) „passing“ praktiziert derjenige, der die Gastkultur annimmt bis zu einem Punkt an dem er die Ursprungskultur negiert und als formales Mitglied der Gastgesellschaft lebt („als ob Mitglied“); 2a.) Im Falle des Scheiterns dieser Strategie verstärkt sich die Identifizierung mit der Herkunftskultur bis zur aktiven Werbung für sie oder 2b.) es entwickelt sich eine negative oder ambivalente Haltung gegenüber der Gastkultur; 3.) „intermediate role“ ist ein Typus der von Anfang an versucht, die beiden Kulturen miteinander zu vermitteln.

In den Interviews konnten wir eine späte Rückkehr zur Herkunftskultur feststellen, wenn der Integrationsprozess zu stagnieren beginnt, scheinbar rückläufig ist oder man gar echte Niederlagen erlebt hat (Scheidung, Entlassung, Konflikte mit Kollegen etc.), die persönliches (psychisches) Leid auslösen.

Eine Interviewte ist stolz darauf, endlich die Kraft gefunden zu haben, ihr Geburtsland Deutschland zu verlassen und in die Heimat des Vaters zurückzukehren. Ihr Vater, der sie verlassen hat, war französischer Soldat. Heute, nach einigen Jahren in Frankreich, erlebt sie eine Art Desillusion; denn es ist ihr schier unmöglich, hierzulande Freunde zu finden oder ein soziales Netzwerk aufzubauen. Es gelingt ihr nicht besser ihre eigenen Schwächen in Frankreich zu überwinden als in Deutschland und sie entwickelt eine ambivalente Haltung gegenüber ihrer Auswanderung und ihrem Gastland (Interviewpartner H). Ein anderer hat sich für eine intermediäre Position entschieden, um (zuerst aus beruflichen Gründen) besser zu kommunizieren (Interviewpartner I). Allerdings leben viele relativ zurückgezogen und ohne jedes gesellschaftliche Engagement in Frankreich. Man muss sich fragen, welche Rückwirkungen das auf ihre Person hat.

„Auf Anrieb fällt mir überhaupt nichts Positives über Frankreich ein: eine durchhierarchisierte, autoritäre Gesellschaft mit unglaublich konservativer Denkungsart. [...] Dieses unglaublich altmodisch-hierarchische: Monsieur le Principal, diese Umgangsformen [...] Autoritätsdenken, der Egoismus geben mir erst in letzter Zeit auf den Wecker [...] Dieser Alltag, die Umgebung, die ich am Anfang positiv empfunden habe, empfinde ich heute als negativ, wie z. B. die Gleichgültigkeit, Mangel an Gemeinschaftsdenken, Autoritätsgläubigkeit, Mangel an Offenheit. [...] Dieses unheimlich egoistische Verhalten, wenn man Schlange steht und es muss immer einer kommen der sich vordrängelt.” (Interviewpartner B)

Das Bedürfnis nach Heimat bestimmt auch in einer Rückwendung die eigene Kultur in der Gastgesellschaft bekannter zu machen und mit ihr zu arbeiten.

Tatsächlich sehnen sich diejenigen der Befragten weniger nach Deutschland, die beruflich regelmäßig mit ihrer Heimat in Kontakt stehen oder einfach öfter Frankreich verlassen und mit Deutschen oder anderen Ausländern zu tun haben.

Die Navigation zwischen verschiedenen Kulturen kann teilweise den Verlust

räumlicher Bezüge (gewohntes Stadtbild, Wohnung / Haus, Landschaft etc.) der Herkunftskultur kompensieren. Allerdings spielen auch relativ kontingente Erfahrungen mit der Offenheit der Gastgesellschaft eine nicht unerhebliche Rolle in diesem Prozess.

3.2.3. Gibt es eine lebenslange Fremdheit?

„Die Heimat ist das Kindheits- und Jugendland. Wer sie verloren hat, bleibt ein Verlorener, und habe er es auch gelernt, in der Fremde nicht mehr wie betrunken umherzutaumeln, sondern mit einiger Furchtlosigkeit den Fuß auf den Boden zu setzen.“ (Améry 1980:84)

Vom kindlichen Ursprung des Heimatgefühls war schon die Rede. Aber wie findet sich nun der erwachsene Migrant in seiner Fremdheit zurecht und wie lebt er mit ihr, wenn sie anhält?

Letztendlich müssen wir feststellen, dass die Herkunftskultur das dominierende Erbe im Leben ist. Allerdings braucht sie einen adäquaten Platz in der Gastkultur. Simmel betont ein gemeinsames Erbe, das einen generellen Charakter gegenüber der menschlichen Gemeinschaft darstellt, jedoch einen spezifischen Charakter gegenüber anderen Gesellschaften und er fügt hinzu:

„Das Bewusstsein, nur das überhaupt Allgemeine gemein zu haben, (bringt) doch gerade das, was nicht gemeinsam ist, zu besonderer Betonung“. Das kann ganz abstrakt die ‚fremde Herkunft‘ sein, weshalb die Fremden „nicht als Individuen, sondern als die Fremden eines bestimmten Typus überhaupt empfunden“ werden (Simmel 1908:512).

Vieles von dem, was einem kulturellen Kollektiv spezifisch ist und demgegenüber man sich zu positionieren hat, wenn man als ein integraler Bestandteil akzeptiert werden will, entzieht sich dem Fremden. Dem Fremden fehlt die organische Beziehung zu den Einheimischen, weil er in diesem Land oft keine originären familiären Beziehungen hat, keine *nationalen* Erinnerungen teilt (z. B. Fernsehansprachen von de Gaulle, Mai 68 in Paris, Attentate auf Giscard, Coluche live, Barbara im Konzert etc.). Kurz, seine kulturelle und *lebensstilisti-*

sche Sozialisierung ist eine völlig andere und steht einer engen Vertrautheit im Wege.

Die Fremdheitsgefühle erinnern an den Erwerb von Identifikationsmechanismen mit fremden Objekten. Sie beziehen sich auf etwas, was die Mitglieder einer Kultur miteinander teilen. Was „nach innen zwar allgemein, nach außen aber spezifisch und unvergleichlich ist“ (Simmel 1908:689).

„Man erinnert mich oft an meinen deutschen Tonfall oder meine zu direkte Ausdrucksweise, deren ich mich nicht entledigen kann. Man stuft mich sofort als sehr methodisch, verlässlich, aber auch rigide ein... halt wie eine Deutsche. Eines Tages hat man mir sogar den Job eines Hotelmanagers per Telefon angeboten, nur weil ich Deutsche bin.“ (Interviewpartner C)

Der deutsche Immigrant muss mit einem von Klischees geprägten Bild zu leben lernen. Simmel (1908) erinnert uns daran, dass der Fremde nicht als Person wahrgenommen wird, sondern eher als ein „Typus des Fremden“. Ohne eine gemeinsame Heimat mit seiner Umgebung muss der Fremde irgendwie Interaktionen mit seiner Herkunftsgruppe und deren Imaginäres in seinem tiefsten Inneren erzeugen oder sich vorstellen (Breckner 2006:96f.):

„Das Selbst ist mit der unmöglichen Aufgabe betraut, die verlorene Integrität der Welt wieder zu erneuern: oder, bescheiden, mit der Aufgabe, die Erzeugung von Selbstidentität am Leben zu erhalten; eigenständig das zu tun, womit einst die einheimische Gemeinschaft betraut war. Tatsächlich muss eine solche ‚einheimische Gemeinschaft‘ als der Bezugsrahmen für Selbstidentität im Innern des Selbst konstruiert werde. Und nur innerhalb der Imaginationsarbeit des Selbst hat eine solche Gemeinschaft ihre notwendig prekäre Existenz.“ (Baumann 1995:125)

Viele der Befragten berichten von ihren Erfahrungen, die Heimat *exportiert* zu haben, arbeiten an der Herstellung eines neuen deutschen Heimatbildes für die Familie. Diese Anstrengungen verweisen auf die Notwendigkeit, einen neuen Platz in seinem Leben für seine Wurzeln zu finden.

Denn das Resultat einer nationalen Sozialisation bleibt nach einer vollständigen Kindheit und Schullaufbahn in Deutschland allgegenwärtig. Wir haben den Befragten auch die Frage nach den Bezügen des Nationalstolzes gestellt: Sie geben oft ihren Stolz auf demokratische Errungenschaften an, zitieren einen wahrhaftigen Rechtsstaat mit einer unabhängigen Justiz (wegen der deutschen Geschichte), die Offenheit gegenüber Fremden und dem Ausland, den wirtschaftliche Erfolg dank seiner Arbeit und nicht nur seiner natürlicher Ressourcen, eine gewisse Verantwortlichkeit seiner Bürger, die sich ein kritisches Bewusstsein bewahrt hätten.

Diese kollektiven Erfolge finden auch ihre Entsprechung im Privatleben, wie die lockere Atmosphäre, die man dort mit Nachbarn, Kollegen, Freunden hat und dadurch ein intensives soziales Leben mit vielen Begegnungen und Festen genießt. Schließlich wird auch noch die Seriosität und das Vertrauen in seinen Mitbürger zitiert, wie auch die Toleranz gegenüber dem Bekleidungsstil.

Wenn wenigstens einige Elemente des kollektiven Imaginären der Herkunftskultur gut in die persönliche Identität integriert sind, spricht die Psychologie von einer gelungenen Individuation und einer stabilen Identität⁷. So sind die Individuen in der Lage die Trennung zwischen ihren Werten und Überzeugungen und denjenigen ihrer Umgebung zu ertragen.

Die Wege, seine Herkunftskultur in der Gastgesellschaft für alle Beteiligten *angemessen* zu leben, sind äußerst vielfältig und können hier nur angeschnitten werden. In den Interviews wird nicht immer klar, welche Rolle die Gastgesellschaft für die Präsenz der deutschen Kultur spielt und müsste vertieft erforscht werden.

Zusammenfassend kann man sagen, dass das Fremdheitsgefühl in unseren Interviews notgedrungen zugestanden werden muss, obwohl es nicht gern erinnert wird und viele Interviewte auch nach vielen Jahren einige Grundwerte der Gastgesellschaft als befremdend erleben (siehe hierzu auch 3.1.3., 3.2.2.).

3.3. Die Fremdheit akzeptieren

3.3.1. Wie gehen die Immigranten mit ihren Grenzen der Integration und dem Heimatverlust um?

Wie richtet sich der deutsche Migrant nun in seiner etwas *exponierten* Stellung in der französischen Gesellschaft ein? Was sind die Gegenmittel gegen Fremdheitserfahrungen? Wie entwickelt sich die Fremdheit sich selbst gegenüber? Und wie erlebt er die Ambivalenz seiner Zugehörigkeit zur Gastgesellschaft (bzw. die Reminiszenzen seiner Zugehörigkeit zu Deutschland)?

Nach den Lebensgeschichten erweist sich der berufliche Erfolg als wichtigste Stütze der Integration. Sie ist aber auch der Persönlichkeitsstärke und / oder dem Ehrgeiz sich zu integrieren und zu reüssieren geschuldet. Andere, etwas zögerlicher und weniger abgehärtet durch die eigene Biographie suchen immer noch nach einem adäquaten Platz in der französischen Gesellschaft. Strategien, sich der fremden Kultur und Gesellschaft gegenüber zu öffnen, erweisen sich als unumgänglich, um den in der Ursprungssozialisierung erlernten Rollen noch diejenige des *typischen Ausländers* und / oder des (*Über-*) *Angepassten* hinzuzufügen.

“Die Andersartigkeit Frankreichs habe ich eher als eine Herausforderung und Bereicherung erlebt.... Es zu schaffen, sich anzupassen ist ein außergewöhnlicher Erfolg in einer Welt von Kasten, Klans, Klischees und Stereotypen.” (Interviewpartner J)

Nach unseren Analysen kann das Fremdheitsgefühl durch folgende Elemente gelindert werden: die Stärke und Festigkeit der persönlichen Identität, das Selbstvertrauen, den Gleichmut gegenüber der Herkunftsgesellschaft und / oder -kultur, den Grad der beruflichen und sozialen Integration im Gastland, die Anerkennung und Wertschätzung durch die Gastgesellschaft, das soziale Netz im Gastland, die Kenntnis des Wohnorts des Gastlandes und seiner Kultur. Seltsamerweise wird der meist einheimische Partner nur selten erwähnt, selbst wenn er sich bei Nach-

fragen als wichtige Hilfe am Anfang des Einlebens erwies.

Selbstverständlich beeindruckt diese Liste, aber für fast alle Befragten finden sich in ihr gleich mehrere *Schwachstellen*. Deshalb ist das Fremdheitsgefühl allgegenwärtig, selbst bei denjenigen, die scheinbar mit ihrer Integration zufrieden sind. Der Einheimische oder selbst der französische Partner oder manchmal auch ein enger französischer Freund(in) sind da keine große Hilfe, denn ohne das Gefühl des Verlustes kultureller Sicherheiten schon erlebt zu haben, ist die Fremdheitserfahrung schwer nachvollziehbar. Selbst den Auswanderern bleibt sie lange kaschiert und manifestiert sich lediglich als ein etwas *schräges* Leben, als ein Zuviel an Originalität und durch das Gefühl, von gewissen Kreisen, Situationen und Freundschaften ausgeschlossen zu sein. Und der Fremde trägt aktiv dazu bei, dass seine Andersartigkeit nicht wahrgenommen wird; denn seine Integration beruht vor allem darauf, sich so weit wie möglich der *Normalität* des neuen Kontextes anzunähern. Außerdem wird die Fremdheit gerne versteckt, weil sie dazu verpflichtet würde, die Fremdheit sich selbst gegenüber anzuerkennen. (Sartre zitiert nach Baumann 1995:112)⁸.

„Wenn ich eine andere werde, dann erinnert mich das weniger an den Verlust meiner selbst.“ (Interviewpartner D)

„Das Genie ist überall isoliert, egal wo es sich befindet.“ (Interviewpartner B)

„In Frankreich habe ich noch nie jemanden kennengelernt, der sich wirklich für Deutschland interessierte.“ (Interviewpartner A)

Dennoch haben viele Befragte die große Offenheit vieler französischer Kontexte (Arbeit, Freunde, Schwiegerfamilie, Lebensort, Vereinsleben, Nachbarschaft etc.) gegenüber der Integration von Ausländern hervorgehoben. Einige haben behauptet, dass sie so einen Empfang in Deutschland nicht für selbstverständlich hielten.

Simmel formuliert diese Erfahrung, sich respektiert und notwendig zu fühlen, auf die folgende Weise: „Mit all seiner unorganischen Angefügtheit ist der

Fremde doch ein organisches Glied der Gruppe, deren einheitliches Leben die besondere Bedingtheit dieses Elementes einschließt.“ (Simmel 1908:512)

Also bleibt die Frage nach dem den deutschen Ausländern in Frankreich reservierten Platz offen. Unsere Befragten haben dazu ebenfalls nur einige *Rezepte* anzubieten:

„Um hierzulande zu gefallen, muss man den landesüblichen Tugenden Genüge tun, sich nützlich machen, ja manchmal sogar unumgänglich werden durch sein unablässiges Engagement, man sollte die Küche, die Kultur und das gute Leben in Frankreich loben; und vor allem muss man es um jeden Preis vermeiden, die Wirtschaft oder die Politik, ja Frankreich ganz allgemein zu beurteilen; dieses Recht ist den Einheimischen vorbehalten...“ (Interviewpartner F)

Trotz aller Anstrengungen, werden auch Grenzerfahrungen der Anpassung gemacht, in den Interviews aber nur selten angesprochen: Die soziale (oder symbolische) Position des langjährigen Immigranten ist oft nicht klar. Und so sieht man sich mal als *Franzose deutscher Abstammung*; mal als *deutscher Kosmopolit*; oder als *Deutsch-Franzose*; in Ermangelung familiärer Wurzeln oder von Kinderfreundschaften in Frankreich, fühlt man sich nicht wirklich als *Kind dieses Landes*.

„Ich kenne Frankreich nicht wirklich.“ (Interviewpartner A)

Baumann (1995:103, 111) beschreibt diese Gefühl in folgenden paradoxalen Begriffen: „der Ausschluss in die Objektivität“ (ein Standpunkt von dem aus *Insider* überprüft werden können) und „die Wurzellosigkeit der Universalität“ (nur Juden, Zigeuner und Kosmopoliten zeugen noch von dieser äußeren Grenze des Nationalismus) sind für die Unmöglichkeit, das Wissen über die Gesellschaft der Einheimischen zu internalisieren, verantwortlich.

„[...] es [ist] nicht die Unfähigkeit, einheimisches Wissen zu erwerben, die den Außenseiter als Fremden konstituiert, sondern die inkongruente existentielle Konstitution des Fremden, insofern er weder ‚innen‘ noch ‚außen‘, weder ‚Freund‘ noch ‚Feind‘, weder eingeschlossen noch

ausgeschlossen ist, die das einheimische Wissen unassimilierbar macht.“ (Baumann 1995:101)

Wie gesehen gibt es keine Patentrezepte, die Fremdheit ein für alle Mal zu überwinden, allenfalls Strategien, mit ihr ad hoc im Alltag zurechtzukommen. Als ein Ausweg zeichnet sich das Eingeständnis „ewiger Fremdheit“ ab. Nichtsdestoweniger kennen langjährige Migranten fast alle Untiefen der Gastgesellschaft und vermögen im Alltag alle gefährlichen Klippen zu umschiffen. Tun sie das dennoch nicht, so steht dahinter eine sehr persönliche Entscheidung.

3.3.2. Was bedeutet die Ambivalenz der Position des Fremden?

Nach einer genaueren Beschreibung der Natur der Ambivalenz des Fremden, diskutieren wir zwei Wege mit ihr umzugehen: die Überanpassung und die Zurückhaltung in einer freiwilligen Teilmarginalisierung.

Die Ambivalenz des Fremden resultiert aus seiner Form der Fremdheit, die noch radikaler ist als die des gesellschaftlich marginalen Einheimischen. Sie zielt auf das spezifische des Selbstverständnisses ausländischer Individuen. Da es schwer fällt im Kontext einer fremden Kultur oder Gesellschaft ein eindeutiges Kriterium für Normalität zu bestimmen, muss man dieses Maß entweder wieder in seiner eigenen Welt oder der Welt der anderen suchen.

„Ich war schon immer relativ introvertiert und musste mich um andere kümmern. In Frankreich ist diese Isolation erträglicher als in Deutschland, weil alles offener ist, der Lebensstil einfacher ist und Entscheidungen provisorisch sind.“ (Interviewpartner A)

Die Normalität wird heute eher vom persönlichen Charakter, der Persönlichkeit und der Mitgliedschaft in einer (Sub-)Kultur bestimmt als von der Gesellschaft; das Individuum hat heute die Autonomie in seinem Privatleben, seine ihm gefälligen Werte zu wählen und diese werden bis zu einem gewissen Grad auch in der Öffentlichkeit toleriert. Dennoch gibt es gute Gründe, die dafür sprechen, dass das moderne Indi-

viduum bezüglich bestimmter Paradigmen in jeder Kultur Stellung beziehen muss. Diese Paradigmen bestimmen auch seine eigene *Normalität*, je nach seinen Präferenzen: wie z. B. seinen sozialen Status durch seinen Bekleidungsstil oder seine Wohnungseinrichtungen ausdrücken, überspielen oder verstecken etc., seine Geselligkeit in Abhängigkeit von seinem sozialen Status pflegen oder eben nicht etc. (Rathje 2006:12f.).

„Selbst nach über 40 Jahren Frankreich sind meine besten Freunde immer noch in Deutschland und werden es auch bleiben. Selbst wenn ich sie selten sehe, stellt sich eine intime Vertrautheit in kürzester Zeit ein, die für mich unmöglich in Frankreich ist. Meine französischen Bekannten sind entweder zu derb, ja machistisch oder zu verklemmt; wie dem auch sei, auf jeden Fall sind die Franzosen, die ich kenne weniger offen als die Deutschen, wenn es darum geht über persönliche Dinge zu reden und das ist schade.“ (Interviewpartner F)

Noch deutlicher kritisiert eine andere Befragte ein *nationales* Paradigma:

„Man kann über alles diskutieren hier, aber sobald es an die ‚Grande Nation‘ geht, dann gehen die Klappen runter.“ (Interviewpartner B)

Baumann warnt uns. Wenn wir die kulturelle und soziale Differenz nicht ernstnehmen, so setzen wir uns um so mehr der Ambivalenz aus. Wir gehen sozusagen naiv mit der Andersartigkeit der Vertreter der Gastkultur um und ignorieren unsere eigene Andersartigkeit, was zu interkulturellen Missverständnissen führen kann. Die Konflikte um und die Marginalisierung von Ausländern bleiben ohnehin bestehen. Denn die Bekämpfung der Ambivalenz durch mehr Transparenz und mehr Regeln führt nur zu neuen Unschärfen.

Diese Entwicklung der modernen Gesellschaft ist besonders delikat für die deutsche Kultur, die sehr an expliziten Regeln hängt und an eine antizipierende Organisation gewöhnt ist. Einige deutsche Immigranten haben selbst nach einer langen Zeit als Auswanderer noch Probleme die in Frankreich übliche Dosis von Improvisation und Approximation in der Arbeitswelt zu

akzeptieren, eine gemessene und tolerante Haltung einzunehmen, gegenüber vielen Regelabweichungen, denen man in Frankreich tagtäglich begegnet.

Die Überanpassung (siehe hierzu Berry Jahr, Assimilation, mit Aufgabe der Herkunftskultur), ist auch nicht das Allheilmittel gegen die Grundsituation des Fremden. Übertriebene Integration führt zu „perversen Effekten“ (Baumann 1995:99ff). Der erzwungene Eintritt in eine fremde Kultur wendet oft den guten Willen des Immigranten gegen sich selbst. Seine Assimilationsbemühungen trennen ihn mehr von den Einheimischen, enthüllen mehr seine Fremdheit und bestätigen mehr sein Gefühl der Inkohärenz als dass er sich in die Gruppe einfügt. Im Übrigen wird die Überanpassung von den Einheimischen wie ein Geständnis seiner Schuld für seine Freiheit (von lokalen Normen und Werten) und Objektivität (durch Relativierung letzterer) (Baumann 1995:111) interpretiert, während sich die Einheimischen in ihrer Sicherheit gebenden lokalen Kodes eingeschlossen, abgewertet fühlen.

Einige der Befragten berichten, dass sie wegen ihres übertriebenen Willens, sich der Gastkultur anzunähern bzw. sie zu imitieren, schon einmal zurechtgewiesen und an die guten alten deutschen Tugenden (Stereotypen) erinnert wurden.

Das gefiel diesen Migranten überhaupt nicht. Denn, wenn auch der Gebrauch von Klischees für fremde Kulturen zugelassen ist, so wird das gleiche Prozedere, angewendet auf die eigene Kultur, doch in aller Regel zurückgewiesen.

Deshalb bleiben einige Interviewte in sicherer Distanz zur französischen Gesellschaft und gestehen offen ihre Anpassungsgrenzen ein, ohne sich in die *lokalen Affären* einzumischen und vor allem ohne sie zu kommentieren.

Indessen geben fast alle zu, gewissen Ausschlusserscheinungen ausgesetzt zu sein, die sie gemäß ihrer Persönlichkeit und im besten Fall durch eine stoische Haltung zu akzeptieren scheinen. Aber die meiste Zeit fühlen sie sich trotzdem

isoliert, nicht genügend (sozial) anerkannt, was sich vielfach in Selbstkritik, Perfektionismus, ja selbst Erfolgsstreben äußert.

„Auch während der 10 Jahre in Italien, bevor ich nach Frankreich kam, lebte ich nur auf Italienisch und unter Italienern. Dennoch bin ich da von den nationalstolzen Einheimischen nicht als Ihresgleichen, eben als Italienerin angesehen worden.“
(Interviewpartner D)

Also bleibt dem Fremden im Ausland nur seine *fremde Haltung*, angezeigt durch seine Zurückhaltung, sein vorgegebenes Erstaunen und sein Mitgefühl. Für das Selbstvertrauen braucht es ein Minimum an Selbstanpassung, um die Gastgeber nicht dauernd vor den Kopf zu stoßen. Die Übernahme des Urteils der Einheimischen zu seiner unauflösliehen Fremdheit und die Unfähigkeit die Welt aus der Sicht der Einheimischen zu sehen, bestätigen ebenfalls den schlimmsten gegen ihn von Einheimischen gehegte Verdacht: seine Zurückweisung der lokalen Werte und der Anspruch auf ein Gefühl der Überlegenheit (wegen seiner Unabhängigkeit von den lokalen Denkweisen). Goffman fasst diesen Gedanken in eine sehr treffende Metapher: „Statt sich auf seine Krücke zu stützen, beginnt er [der Migrant] damit Golf zu spielen“ (Baumann 1995:111).

„Nach zwei mehr als zehnjährigen Aufhalten im Ausland fühle ich mich überall fremd, weil ich selbst überall anders bin und ambivalente Gefühle hege, wo ich auch bin. Am wohlsten fühle ich mich unter Ausländern, Kosmopoliten, die ganz verschiedene persönliche Geschichten tolerieren. Wenn man einmal diese kosmopolitische Identität adoptiert hat, dann dominiert wieder der persönliche Charakter und die Zwänge der Lokalkulturen erscheinen fast lächerlich, eher wie amüsante Folklore.“ (Interviewpartner D)

Das Selbstbild des Fremden, geprägt von der Relativität des herrschenden Wertekanons und angelehnt an eine universalistische Perspektive, bedroht die Einheimischen, weil es sie an die Schwächen und Mängel ihrer Werte erinnert und sie an den der Moderne innewohnenden Relativismus mahnt. Die Aufgabe des Bezugs zu den eigenen

Wurzeln wiederum ist fatal für den Immigranten wie es Franz Kafka beschreibt (Baumann 1995:117). Bei Kafka hat der Fremde kein Recht auf ein Selbstbild, eine eigene Identität. Er leitet den Sinn seiner Wahrnehmungen ausschließlich aus den Reaktionen der Einheimischen ab, er vergisst völlig seine Fähigkeit, aus seinem eigenen Erbe ein vernünftiges Projekt abzuleiten. Das bedeutet, seine persönliche Autonomie aufzugeben.

Als Fazit vieler Autoren, die sich mit der Frage der Fremdheit beschäftigt haben und als eigens ausgewertete Biographien deutscher Auswanderer scheint die *Ambivalenz die wichtigste Existenzbedingung* des Fremden zu sein: sei es wegen seines Unwissens über die Geschichte kollektiver Gefühle, seines Status, der die Einheimischen an gewisse Objektivitäten erinnert, die ihnen in der lokalen Sicht aus dem Blick geraten, sei es wegen seines Status der gleichzeitigen Integriertheit und Ausgeschlossenheit gegenüber dem evidenten kollektiven Wissen oder seiner Funktion als Freund und Feind (Konkurrent). All das schränkt die Emanzipation des Fremden als Individuum ein und verdammt ihn zu einem bestimmten Typus des Fremden. Die Befragten leiden unter diesen Klischees, mit denen man sie gleichsetzt. Deshalb stellt die Fremdheitserfahrung auch die Herkunftsidentität in Frage, denn sie hinterfragt die erlernten Sicherheiten und bringt die Kriterien für *Normalität* durcheinander⁹.

Zusammenfassend ergibt sich: Zumindest am Anfang stört das Fremdheitsgefühl die Emigranten selbst relativ wenig, denn sie haben ja alle ihre Integrationsprobleme und die (Re-)Konstruktion ihrer Identität mit dem Akt des Verlassens ihres Landes (Elternfunktion) gelöst. Sei es in der Hoffnung, eine ihren Bedürfnissen angemessenere Umgebung zu finden (alloplastisch), sei es die Gelegenheit seine Persönlichkeit zu entwickeln oder einfach erwachsener zu werden (autoplastisch). Diese Hoffnung auf unmittelbare Reifung dank der Auswanderung ist eine der großen Entdeckungen aus den Interviews. Und das vorprogrammierte Scheitern (zumindest in der Anfangsphase) ist nach einer

Phase des Umherirrens die Hauptmotivation an sich selbst zu arbeiten, um die Frage der Ambivalenz seiner Existenz als Fremder, aber auch als Person, etwas zu klären. Dies ist für viele ein Lebensprojekt, oft belohnt durch das Erreichen einer klareren, stabileren und ausgeglicheneren Identität. Das Fremdheitsgefühl verwandelt sich im besten Falle relativ häufig in diplomatische Ambivalenz gegenüber kulturell befremdenden Situationen, manchmal in selbstlose Bereitstellung seiner Hilfe als Kompensation von nicht überspielbarer Fremdheit und schließlich, noch seltener, zur Übernahme von lokalen Werten und Normen in das eigene Selbstverständnis des Fremden. Grundsätzliche Fremdheit gegenüber der Gastkultur bleibt jedoch jederzeit abrufbar und bedrohlich im Hintergrund.

Am Ende gilt es die verbleibende Ambivalenz zu ertragen, indem eine passende Positionierung zu Herkunfts- und Gastkultur gefunden wird.

3.3.3. Was heißt es, die Ambivalenz zu ertragen?

Akhtar schlägt eine Lesart des Integrationsprozesses in vier Dimensionen vor, die jeweils die Fähigkeit ermes- sen, Ambivalenz zu ertragen. (Akhtar 2007:95ff.). Es geht dabei darum, für jede Dimension eine intermediäre Position zu finden zwischen der unbedingten Identifikation mit der neuen Umgebung und deren Zurückweisung wegen der Suche nach den schlecht integrierten (kulturellen) Wurzeln. Man muss also lernen, Ambivalenz in den verschiedensten Lebenssituationen zu ertragen.

Die erste Dimension betrifft die Triebe und Affekte, in der man von der Entgegensetzung zwischen Liebe und Hass zur Ambivalenz finden muss und dies auch angesichts der neuen Kultur (Objekt). Es handelt sich hier um die psychische Kompetenz zur Trennung zwischen Selbstbild (Subjekt) und Repräsentation der Umwelt (Objekt). Im Falle einer schwachen Trennung zwischen Subjekt und Objekt droht in Situationen mangelhafter Anpassung und daraus resultierender Nichtanerkennung die Gefahr

der Regression. Diese Regression zeigt sich in einer aggressiven Abwertung der Gastkultur und der Idealisierung der Herkunftskultur (oder umgekehrt).

Vor allem am Anfang ihrer Migration berichten mehrere Befragte von Phasen, während derer sie ihre Ursprungskultur völlig zurückwiesen, um schließlich später während anderer Phasen diese zu idealisieren (siehe hierzu die vorstehenden Zitate von Interviewpartner E und B).

Die zweite Dimension definiert den persönlichen und psychischen Bereich, der die optimale Distanz zur umgebenden Gesellschaft (Objekt) bestimmt, um zu vermeiden, dass diese zu stark internalisiert oder exteriorisiert wird. Eine zu geringe Distanz zum Objekt (Beziehung zur Mutter) provoziert symbiotische Bedürfnisse, die sich ebenfalls negativ auf die *richtige* Distanz zur neuen Kultur auswirken. Wir erinnern an nicht überwundene kindliche Heimatnostalgien wie unter 3.2.1 besprochen. Mögliche Konsequenzen sind erneut ein ethnozentrischer Rückzug auf den Objektentzug (Fusion mit der Herkunftskultur) oder eine kontra-phobische Assimilation (Zurückweisung der Herkunftskultur) bei Idealisierung der neuen Kultur.

Bezüglich der Distanz zu beiden Kulturen erzählen die Interviewten von ihrem Zögern, ihre persönliche Identität zu verteidigen, da sie oft zum Zeitpunkt der Migration noch wenig entwickelt schien. Am Anfang ihrer Integration haben sie zu sehr oder zu wenig ihre Werte gegenüber der neuen Umgebung behauptet. Einige haben indessen eingeräumt, dass das Erlernen die *richtige Distanz* zu finden, unabhängig von Frankreich, eine Angelegenheit der persönlichen Reifung war.

„Mit fortschreitendem Alter wird das Kindheitspaket vergrößert, verdichtet, um die Leere zu füllen, in 20 Jahren bin ich nur 2-3 Mal zu meiner Großtante gefahren, von der Familie kommt nicht viel [...] Alle sind ambivalent, die Franzosen auch, manches ist gut, manches nervig [...] Als Persönlichkeit bin ich selbständiger, älter geworden, habe neue Erfahrungen im Leben gemacht, wie z. B. verschiedene Arbeitsklimata, wenn auch nur mit Avers-

sion, bin mehr ich selber geworden, dank Frankreich gereift.“ (Interviewpartner C)

Die dritte Dimension steht vor der Herausforderung, den unvollkommenen Charakter der Erfahrungen am neuen Lebensort anzuerkennen und weder in die Nostalgie eines verlorenen Paradieses abzuschweifen, noch sich auf die allein heilbringende Zukunft in der verlorenen Heimat zu kaprizieren. Hier geht es darum, seine Triebe und Bedürfnisse an der Realität auszurichten und von Projektionen aus der Vergangenheit oder in die Zukunft zu befreien. Der Verlust der Errungenschaften der primären Sozialisierung remobilisiert beim Migranten symbiotische Bindungen. Die Gefahr bei dieser Erfahrung ist es, die Vergangenheit bzw. eine mögliche Zukunft in der Herkunftsgesellschaft zu idealisieren.

Dieser Aspekt wird relativ wenig angesprochen. Einige ältere Befragte (> 55 Jahre) beginnen jedoch sich Gedanken darüber zu machen, wie sie mehr Zeit in ihrer ehemaligen Heimat zubringen können und dass ihre intimsten Bindungen (mit Ausnahme ihrer französischen) Familie doch mehr in Deutschland als in Frankreich liegen (z. B. Verwandte, Kinder- und Jugendfreundschaften (siehe hierzu die vorstehenden Zitate von Interviewpartner F zu deutschen Freundschaftsbeziehungen und B zu zunehmender Intoleranz gegenüber *unzivilisierten* Franzosen).

Schließlich besteht die letzte Integrationsdimension darin, eine neue Zugehörigkeit bzw. Aufteilung zu generieren, mit denen der Migrant vom *meine* und *deine* zu *unserer* Kultur, Gesellschaft, Gemeinschaft etc. in Frankreich findet. Es gilt dabei, seinen primären Narzissmus zu überwinden, zugunsten der Sorge um den Nächsten. Fehlende Erfahrungen mit den Symbolen der französischen Kultur, sprachliche Hürden und ein unangepasstes Über-Ich, verhindern die Entwicklung einer toleranten Haltung und favorisieren die Regression auf einen primären Narzissmus.

Niemand unter den Befragten hat eine *primäre* Rivalität zwischen den beiden

Kulturen zum Ausdruck gebracht. Wenn es jedoch darum geht, ihre Beziehung(en) zu den beiden Kulturen miteinander zu vergleichen, greifen sie auch auf Stereotypen zurück wie z. B. die Pünktlichkeit, die Organisation, die Effizienz, den Laissez-faire, die Gastlichkeit oder die reichhaltige Küche / Gastronomie. Dies ist vielleicht ein Indiz dafür, dass ihre moralische Wahrnehmung noch nicht bereit ist, die beiden Kulturen miteinander zu vermischen. Mehrere Deutsche, die in Frankreich ihr eigenes *Unternehmen* oder *Karriere* aufgebaut haben, haben keinerlei Probleme von ihrem Arbeits- oder Wohnort in der *wir-Form* zu sprechen. Dagegen sprechen sie von der französischen Politik, dem Staat und den Werten häufiger in der *sie-Form*.

„Hier bin ich längst nicht mit allem einverstanden wie zum Beispiel mit den französischen Wohnsilos oder den französischen Gesetzen, die Fehlentwicklungen bestärken und sage auch, was ich denke; denn französische Politiker sind heute alle korrupt.“ (Interviewpartner K)

Wenn die Immigranten (noch) nicht die oben erwähnten Anpassungen entwickelt haben, bleibt ihr Selbstbild vage und mühsam. Man spürt, dass ihre Ursprungsidentität noch keinen angemessenen Platz in der Gastgesellschaft gefunden hat. Ihre Herkunft wird nicht anerkannt. Sie haben noch keinen, oder sind gerade dabei, einen Heimatersatz aufzubauen, sei es in der Arbeit durch die Vermittlung von Kenntnissen über Deutschland, sei es als pädagogische Projekte, die für Deutschland werben, sei es durch *deutsche* Aktivitäten (Stammtische, Feste, Deutschunterricht für die Kinder etc.) im Rahmen deutsch-französischer Familien oder einfach durch direkten Austausch mit deutschen und französischen Freunden.

Aber nur wenige der Migranten haben sich in der Gastgesellschaft soweit engagiert, dass sie ehrenamtlich Dienste übernehmen oder man von aktiven Rolle in der französischen Politik sprechen könnte. Diejenigen, die es gemacht haben (als Bürgermeister, als Mitbegründer von deutsch-französischen Häusern, als Stadträtinnen) können es sich

erlauben, offen als Deutsche in Frankreich aufzutreten und werden als solche respektiert, weil sie sich für Frankreich (-Deutschland) eingesetzt haben. Die Mehrheit begnügt sich damit, ausgeglichene gegenseitige Beziehungen in ihren beruflichen und privaten Netzwerken zwischen den beiden Ländern zu unterhalten. Ihr Status in Frankreich scheint dem Etikett *in Frankreich lebende(r) Deutsche(r)* zu entsprechen, da ihnen die deutsche Staatsangehörigkeit ausreicht. Die französische wurde nur beantragt, sofern eine Doppelstaatsangehörigkeit möglich war.

4. Fazit: Vom Einzelgänger zum Kosmopoliten?

Die Erfahrung der Fremdheit ist eine Herausforderung für viele Migranten, ob sie bewusst oder unbewusst erlebt wird. Die Anerkennung der Herkunftskultur sowie ihr Platz in der neuen Umgebung erweist sich oft als strategisch wichtig dafür, die etwas marginale Position in der Gastgesellschaft zu akzeptieren, seine Identität und sein Selbstwertgefühl zu stabilisieren.

Aber viele der befragten deutschen Migranten sind an Marginalität gewöhnt und haben häufig die Persönlichkeitsstärke, um mit viel Gegnerschaft zurechtzukommen. Die Mehrheit der Befragten ist seit langem Einzelgänger. Fast alle lebten irgendwie am Rande der deutschen Gesellschaft. Sie sind auch relativ autonom, was ihre Familie angeht. Viele haben das Elternhaus bei der ersten Gelegenheit verlassen. Deshalb haben sie sich eher den Herausforderungen ihrer Unabhängigkeit gestellt, auch den damit verbundenen Leiden und Anstrengungen, um ihre Ziele zu realisieren. Schließlich verdankt sich ihr Wechsel nach Frankreich nicht allein einer günstigen (beruflichen, persönlichen oder materiellen) Gelegenheit, sondern wird von einem sehr persönlichen, oftmals anfänglich unbewussten Projekt motiviert:

- Alloplastische Anpassung: in Ermangelung von befriedigenden sozialen bzw. familiären Beziehungen in Deutschland, zogen diese Aus-

wanderer eine durch ihre Formerfordernisse stärker strukturierende Gesellschaft vor, die auch toleranter gegenüber Außenseitern ist und selbst viel Marginalität erzeugt.

Autoplastische Anpassung: die Perspektive den Leidensdruck von diskreten Einzelgängern oder Geschmacksindividualisten in einer Gesellschaft aufzuheben, wo solche Lebensstile normal sind, ermutigte einige dieser Auswanderer, ihre Persönlichkeit weiterzuentwickeln. Die erlebte Fremdheit erinnerte sie schnell an ihre Integrationsprobleme, die sie mit der Auswanderung zu lösen hofften. Sie wiederholten sie, jedoch in anderer Gestalt in der neuen Kultur und in Abwesenheit der alten Primärgruppen, welche beide zu ihrer Überwindung beitragen.

Man könnte die wichtigsten Ergebnisse dieses Artikels der drei Hauptkapitel folgendermaßen zusammenfassen: Die Ursprungskultur prägt durch ihre Sozialisierung auf Lebenszeit und man bleibt immer irgendwie fremd in der zweiten Kultur. Man muss der Herkunftskultur einen angemessenen Platz im Leben geben, um die Fremdheitserfahrungen besser ertragen zu können. Es gilt eine Vielzahl von Anpassungsmaßnahmen zu bewerkstelligen, um eine Ursprungskultur im Ausland (mit-)leben zu können, ohne sich darin einzuschließen.

Wenn der Migrant diese drei Aspekte des Lebens im Ausland ernst nimmt, so reift auch vielfach seine Persönlichkeit. Diese drei Herausforderungen entsprechen auch etwa den verschiedenen Phasen der Integration im Gastland und der Entwicklung einer neuen (bikulturellen) Identität. Dabei ist es selbstverständlich, dass Ungleichzeitigkeiten der Anpassung in verschiedenen Lebensbereichen auftreten. So ist man imstande Fremdheit (Andersheit) besser zu ertragen, die *Dämonen* seiner Kindheit zu überwinden und sich von den alten nationalen mentalen Landkarten zu befreien, verglichen mit denjenigen, die im Heimatland geblieben sind. Schließlich stellt sich die Frage, ob solche Biographien für einen *kosmopolitischen Geist* sensibilisieren oder ihn zumindest vorbereiten. Persönlich bleiben wir

skeptisch gegenüber einer kosmopolitischen kulturellen Position, was aber die Legitimität dieser Frage nicht verneint. Aber für uns handelt es sich hier eher um eine philosophische als soziologische Frage.

5. Literatur

Amery, J. (1980): *Jenseits von Schuld und Sühne, Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett Cotta.

Akhtar, S. (2007): *Immigration und Identität*. Gießen: Psychosozial Verlag.

Alaminos, A. (2006): *Pioneur - Pioneers of Europe's Integration "from Below": Mobility and the Emergence of European Identity among National and Foreign Citizens in the EU*. URL: <http://www.obets.ua.es/pioneur/> [Zugriff am 28.11.2012].

Baumann, Z. (1995): *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt/M: Fischer.

Berry, J. W. (1990): *Psychology of Acculturation*. Lincoln (NE): University of Nebraska.

Breckner, R. (2005): *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag.

Claussen, D. (2008): Wieviel Heimat braucht der Mensch. In: Decker, O. / Grave, T. (Hrsg.): *Kritische Theorie zur Zeit*. Leipzig: Zu Klampen, S. 296-308.

D'Iribarne, P. (2011): How to use ethnographical case studies to desiquer national cases. In: Piekkari, R. / Welch, C. (Hrsg.): *Rethinking the Case Study in International Business and Management Research*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing, S. 453-473.

Erikson, H. E. (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geertz, C. (1973): Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: Clifford, G. (Hrsg.): *The interpretation of cultures. Selected essays*. New York: basic books, S. 3-30.

Hahn, A. (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Sprondel, W. M. (Hrsg.): *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*. Frankfurt/M: Suhrkamp, S. 140-163.

Kaufmann, J.- C. (2008): *L'entretien compréhensive*. Paris: Armand Colin.

Lecompte, Y. (1993): *Santé mentale au Québec*. Québec: Revue Santé mentale au Québec.

Park, R. E. (1928): *Race and Culture*. London: Macmillan.

Rathje, S. (2006): Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. *Zeitschrift für interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 11 (3).

Schütz, A. (1972): Der Fremde. In: Schütz, A. (Hrsg.): *Gesammelte Aufsätze. Bd. 2: Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag: Springer Verlag, S. 53-69.

Schütz, A. (2002): Der Heimkehrer. In: Merz-Benz, P. U. / Wagner, G. (Hrsg.): *Der Fremde als sozialer Typus*. Konstanz: Ukv Verlag, S. 93-109.

Simmel, G. (1908): *Soziologie*. Berlin: Duncker & Humblot.

Stonequist, E. V. (1937): *The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict*. New York: Russel&Russel.

Triandis, H. C. (1994): *Culture and social behavior*. Ontario: Mc Graw-Hill.

Waldenfelds, B. (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden I*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Ward, C. / Kennedy, A. (1993): Psychological and socio-cultural Adjustment during Cross-cultural Transitions. A Comparison of Secondary Students Overseas and at Home. *International Journal of Psychology* 28 (2), S. 129-147.

Endnoten

1. Dieser Studie unterliegt ein weiter Begriff von Kultur, der die Qualitäten verschiedener Kollektive umfasst, der die Alltagskultur berücksichtigt und Unterschiede in Sitten und Werten von sozialen Gruppen betont.

2. Die Gesellschaft eines Landes unterscheidet sich von seiner Kultur durch eine spezifische Organisation des öffentlichen Lebens mit seinen Institutionen, seinen sozialen Beziehungen und dem Status seiner Institutionen.

3. Siehe auch Wikipedia: Alloplastic adaptation (URL: http://en.wikipedia.org/wiki/Alloplastic_adaptation).

4. Berry entwickelte ein 4 Felder-Schema, das Annahme bzw. Zurückweisung der Gastkultur und der Herkunftskultur einander gegenüberstellt. Daraus entstehen 4 Integrationsstrategien: Bi- bzw. Multikulturalität, Assimilation, Segregation / Separation, Marginalisierung.

5. Waldenfelds unterscheidet verschiedene Grade erlebter Fremdheit oder des Fremdseins. Die Fremdheitserfahrung kann qualifiziert werden als:

- *alltäglich*, die begrenzt wird durch alles, was wir als vertraute Erfahrungen bezeichnen können (Schütz (1972) nennt sie: „Denken wie üblich“) wie zum Beispiel die Fremdheit von Nachbarn, Straßenpassanten oder Schalterbeamten, mit denen man sich verständigen kann.

- *strukturell*, die Begegnungen außerhalb beherrschter Ordnungen betrifft (wie zum Beispiel eine Fremdsprache, soziale Riten, Sitten, Moralen eines anderen Landes, fremde Lebenswelten, der sich verändernde Zeitgeist etc.) und tritt immer dann auf, wenn man sich in eine neue soziale Ordnung begibt (aber auch in neue Milieus).

- *radikal*, die auf Erfahrungen verweisen, die uns mit Ereignissen außerhalb jeglicher Ordnung konfrontieren und nicht nur eine bestimmte Interpretation, sondern die Interpretation im Allgemeinen in Frage stellen. Hier handelt es sich um eine Verständnislosigkeit, die den eigenen Sinnhorizont übersteigen, aber keine totale oder absolute Fremdheit wie die *Entfremdung* darstellt).

6. Die sozialen Formen organisieren für Simmel (1908) soziale Inhalte wie z. B. die Sozialisierung oder die Vergesellschaftung. Um ihre Funktionsweise besser zu verstehen und ihre Reichweite zu erfassen, untersucht er sie gerne in Form von Gegensatzpaaren.

7. Identität als psychologisches Konzept geht davon aus, dass sich ein Mensch mit etwas identifiziert, also ein äußeres Merkmal einer bestehenden Gruppenidentität als eigenes Wesensmerkmal annimmt.

8. Baumann Z. op cit; „L'étranger, c'est l'homme en face du monde [...] L'étranger, c'est aussi l'homme parmi les hommes... C'est enfin moi-même par rapport à moi-même.“

9. Die nationale Repräsentationen der Welt zu denen jedes darin sozialisierte Wesen Stellung zu beziehen hat.